

Bochumer Hustadt: ein Labor des Wissens

Der Gesundheitszustand von Migrant_innen ist weitgehend unerforscht. Die Hochschule für Gesundheit Bochum will dies ändern.

3.000 Menschen aus über 40 Nationen leben in der Wohnsiedlung Hustadt am Stadtrand Bochums. Vom problembehafteten Stadtteil hat sich die Hustadt in den vergangenen Jahren zu einem Quartier mit einer der lebendigsten Nachbarschaften Bochums gewandelt. Die bis zu 14-geschossigen Gebäude erhielten einen neuen, farnefrohen Anstrich, die Außenanlagen wurden umfassend neu gestaltet. Doch auch nach Abschluss der baulichen Veränderungen stehen weitere Aspekte der Quartiersentwicklung noch aus. Unter anderem im Bereich Gesundheitsversorgung besteht Handlungsbedarf.



Dies ist ein Anlass für ein besonderes Projekt: So führen Wissenschaftler_innen und Studierende der Hochschule für Gesundheit Bochum in Zusammenarbeit mit Hustadt-Bewohner_innen und dem Quartiersmanagement eine Studie durch. Sie erforschen, wie sich die gesundheitliche Situation der Hustädter_innen darstellt und wie diese verbessert werden kann. Dabei forschen nicht nur formal ausgebildete Wissenschaftler_innen im Stadtteil. Die Bewohner_innen selbst werden als Expert_innen in eigener Sache gesehen, die einen ganz eigenen Zugang zu ihrem Viertel haben und deswegen über Erkenntnisse verfügen, die Außenstehende nicht haben können. Zu diesem Zweck wurden sie in Interviewtechniken ausgebildet – in Bochum und Birmingham, wo ähnliche Projekte schon länger erfolgreich laufen.

Zwar existieren zur gesundheitlichen Situation von Menschen mit Migrationshintergrund vereinzelte Studien, um adäquate Gesundheitsförderung zu entwickeln. Es liegt jedoch kein statistisch abgesichertes Wissen vor. Erste Erkenntnisse aus dem Projekt „HU-Gesund“ stellte die For-

scher_innengruppe im Rahmen der Veranstaltung „Gesundes Leben im Quartier“ der Friedrich-Ebert-Stiftung am 14. Juni 2016 im Gemeindebüro St. Paulus vor und diskutierte diese mit Expert_innen aus dem Stadtteil, Wissenschaftler_innen, Politiker_innen und Vertreter_innen der Stadtverwaltung.

Errichtet wurde die Hustadt 1965 als Modellstadtteil, der den Wohnungsbedarf der neuen Universität Bochum und für Mitarbeiter_innen bei Opel nach dem Leitbild „Urbanität durch Dichte“ decken sollte. 1.100 Wohnungen entstanden in der inneren Hustadt. „Im Laufe der Jahre sind viele ärmere Menschen und Geflüchtete hierher gezogen, die Universitätsmitarbeiter_innen und Besserverdienende verließen das Quartier nach und nach“, erklärt Stadtumbaumanager Alexander Kutsch, während er die Veranstaltungs-Teilnehmer_innen über die städtebauliche Achse zwischen Brunnen- und Hufelandplatz führt. Der Wechsel bei den Bewohner_innen der Hustadt brachte Probleme in der Nachbarschaft mit sich: es gab und gibt viel Arbeitslosigkeit und auch Einkommensarmut. Notwendige Arbeiten an Gebäuden und an den Freiflächen wurden aufgeschoben, Angsträume entstanden. Der Stadtteil litt und geriet in Verruf.

Heute ist der Innenbereich der Hustadt zum größten Teil autofrei. Es gibt zahlreiche Sitzgelegenheiten und Grünflächen. „Hier wurde viel investiert, um die Aufenthaltsqualität zu steigern“, sagt der



Stadtumbaumanager. Im Innenbereich des Quartiers leben auffallend viele Familien mit Kindern, Singles und Studierende. Bei der Umgestaltung ihres Wohnumfeldes wurden sie immer wieder beteiligt. „Das hat

sich ausgezahlt“, ist sich Kutsch sicher.

Auf die Notwendigkeit und den Nutzen einer engen Zusammenarbeit zwischen Stadt und den sieben Bochumer Hochschulen verwies Dr. Lars Tata, Referent für strategische Entwicklung und Netzwerkmanagement von UniverCity Bochum: „An den Hochschulen wird unsere Zukunft ausgebildet. Im besten Fall entstehen aus den Ideen und Gründungen der Studierenden Arbeitsplätze, die der ganzen Stadt zugute kommen.“ Das Projekt „HU-Gesund“, in dem das Quartier als Reallabor diene, begrüßte er ausdrücklich: „Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie Studierende arbeiten dort ganz konkret mit Bewohnerinnen und Bewohnern und dem Quartiersmanagement zusammen, um die gesundheitliche Versorgung der Bevölkerung im Quartier zu verbessern. Dort entstehen nicht nur

wissenschaftliche Erkenntnisse, dort lernen nicht nur Studierende in und von der Praxis, sondern es entsteht zusätzlich ganz konkreter Nutzen für die Menschen vor Ort. Die Hochschule als Reallabor!“

„Wir wissen nichts bis wenig über die Gesundheit von Migrant_innen“, fasst die Professorin für Ge-

sundheit und Diversity am Department of Community Health der Hochschule für Gesundheit, Christiane Falge, zusammen. Auch zum Thema Pflegebedürftigkeit bei Migrant_innen gäbe es keine statistisch abgesicherten Daten. „Inzwischen wissen wir, dass Mig-



rant_innen bei ihrer Ankunft in Deutschland viel gesünder sind als die hier Geborenen“, erläutert sie. Das liege unter anderem an der gesünderen Ernährung in den Herkunftsländern. Mit der Zeit des Aufenthaltes in Deutschland kehre sich dieses Verhältnis allerdings um. „Migrant_innen suchen selten Hausärzte auf, sie nehmen im Ernstfall die Rettungsstellen in Anspruch“, sagt Falge, die zwischen den Herkunftsländern und der Sterblichkeit von Zugezogenen einen Zusammenhang sieht. „Die Kriegserfahrungen, unter anderem derer aus den Balkanländern, führen zu einer erhöhten Sterblichkeit bei Migrant_innen.“

„Die Hustadt ist ein Labor des Wissens“, sagt Falge. In Interviews mit den Bewohner_innen wollen die Forscher_innen mehr über den Gesundheitszustand der Hustädter_innen erfahren und daraus Leitlinien für die politische Beratung zur Gesundheitsversorgung vor Ort erstellen. „Aus den in der Hustadt gewonnenen Erkenntnissen können wir darüber hinaus viel für den Umgang mit der aktuellen Flüchtlingssituation lernen“, ist Sandhya Küsters, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Hochschule für Gesundheit, überzeugt.

Heike Köckler, die Dekanin des Department of Community Health der Hochschule für Gesundheit, erforscht, wie sich unterschiedliche Umweltbelastungen auf die Gesundheit auswirken. „Die Umweltqualitäten sind im städtischen Raum unterschiedlich verteilt. Wer da wohnt, wo viel Lärm ist, wird eine negative Wirkung auf die eigene Gesundheit haben“, macht die Professorin deutlich. Auch in diesem Zusammenhang habe sich ihrer Auffassung nach in der Hustadt viel zum Positiven verändert.

Vor Ort aktiv ist die Leiterin des Interkulturellen Stadtteiltreffs, Hevidar Yildirim. „Ich bin offen und neugierig in der Hustadt unterwegs gewesen und habe viele Frauentreffs besucht“, sagt sie. Einige Frauen hätten sich ihr gegenüber sehr geöffnet, andere seien zurückgewichen. „Ich war überrascht, dass einige Frauen noch nie bei einem Frauenarzt waren“, sagt sie. Inzwischen würden die Migrant_innen der zweiten Generation denen der ersten bei diesen wichtigen Arztbesuchen helfen.

Doch es gelte: „Erst wenn die Schmerzen nicht mehr auszuhalten sind, nehmen die meisten den Weg zum Arzt auf sich“, berichtet Yildirim. Faruk Yildirim, Mitglied des Forscher_innenteams in der Hustadt, macht deutlich, dass in Männerrunden erst gar nicht über vorhandene Krankheiten gesprochen werde. „In einigen Kulturkreisen gelten kranke Männer nur als halbe Männer. Daher will keiner Schwäche zeigen. Alle wollen Stärke demonstrieren“, erklärt der Quartiersmanager.

„Man muss hartnäckig sein und die Migrant_innen immer wieder darauf hinweisen, dass Gesundheit sehr wichtig ist“, sagt Faruk Yildirim. Falge bestärkt ihn in diesem Punkt: „Migrant_innen sterben zehn bis 15 Jahre früher als in Deutschland Geborene. Sie müssen immer wieder mit Statistiken konfrontiert werden.“ Die Onkologien seien voll mit Migrant_innen. Doch komme Hilfe in der Regel zu spät – aufgrund der erst in fortgeschrittenem Stadium diagnostizierten Erkrankungen.

Serdar Yüksel ist das Kind ehemaliger Gastarbeiter aus Bochum-Wattenscheid. Er machte den Hauptschulabschluss, absolvierte eine Ausbildung als Krankenpfleger, studierte Pflegewissenschaften und sitzt seit 2010 für die NRW-SPD im Landtag. „Aus der Generation meines Vaters haben nur acht von 50 Migrant_innen das Rentenalter erreicht“, sagt er. Es existierten kultursensible Unterschiede in der Krankheitswahrnehmung. „In den Herkunftsländern gibt es das Poliklinik-Modell. Daher suchen die Migrant_innen auch in Deutschland eher das Krankenhaus auf“, erklärt der Abgeordnete. Er sprach sich für mehr Psychotherapeuten aus, die auch mit den nicht deutschsprachigen Zuwanderer_innen sprechen könnten. „Oft sind Migrant_innen traumatisiert. Sie brauchen Ruhe, jemanden, der zuhört und der professionelle Hilfe leisten kann“, bekräftigt Faruk Yildirim diese Forderung.

--

Textautor: Marcus Hammes, Journalistenbüro Köln

Redakteur: Martin Pfafferott, Landesbüro NRW der Friedrich-Ebert-Stiftung

Fotos: Sinan Yaman, Sandhya Küsters